

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Peter Stephan Jungk
Die Erbschaft
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern,
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags
urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere
für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung
in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gefühlsweichheit und unberechenbare Verrücktheit – nur daß Fortuna meinen Onkel zum Millionär und mich zum Gegenteil, das heißt, zum Dichter gemacht hat.

Heinrich Heine

Quitt rennt mit dem Kopf gegen den Felsquader. Er steht wieder auf und rennt noch einmal gegen den Felsen. Noch einmal steht er auf und rennt gegen den Felsen.

Peter Handke,
*Die Unvernünftigen
sterben aus*

Lärm

Helikoptergeknatter wirbelt ihn aus tiefen Träumen.

Auf dem Nachttisch die roten Ziffern eines elektrischen Weckers – es ist 05:33.

Er steht auf, schiebt den schweren Kunststoffvorhang zur Seite. Sieht aus dem zwölften Stockwerk auf die Stadt und in den bedeckten, noch dunklen Novemberhimmel.

Eine Düsenjägerstaffel donnert über das Hotel hinweg. Der Überschallknall der Maschinen lässt das Fensterglas nachzittern. In diesem Land sind Übungen der Luftwaffe nichts Ungewöhnliches. Er schließt den Vorhang. Achtet darauf, keinen Spalt zu belassen, sonst strömte da nach Sonnenaufgang Tageslicht herein. Im Badezimmer entnimmt er dem Necessaire die Schachtel Quies, befreit zwei Wachsbällchen vom Watteflaum, der sie umgibt, schiebt sie tief in die Ohrmuscheln.

Er schläft ungestört, bis acht Uhr. zieht die rosa Wachskugeln aus den Ohren. Schaltet mit der Fernbedienung das Televisionsgerät ein, nicht aus einem bestimmten Grund. Zur vollen Stunde verkündet die Sprecherin eines planetweit ausgestrahlten Senders, in Caracas, Venezuela, sei vor wenigen Stunden ein Militär-

putsch gescheitert. Die Regierung habe die Lage wieder in der Hand.

Er springt aus dem Bett, durchquert das verdunkelte Zimmer. Reißt den Vorhang auf, sieht auf die sonnenüberflutete Stadt.

Drei der vier staatlichen Fernsehkanäle sind außer Funktion. Das intakte Programm überträgt eine Wetterkarte mit den zu erwartenden Mindest- und Höchsttemperaturen des Tages.

Der Reisende rüttelt an dem Fenstergriff, obwohl er seit seiner Ankunft vor vierzig Stunden wiederholt einsehen mußte, daß sich das Fenster nicht öffnen läßt.

Er kleidet sich an. Entdeckte am Vortag in der Nachbarschaft des Hotels eine Espressoar. In der Gesellschaft einer Schar erdkrustenbedeckter Bauarbeiter, die einen Tunnel für eine neue Untergrundbahnlinie gruben, trank er einen der wohlschmeckendsten Kaffees seines Lebens.

Er wendet sich, als er den Schlüssel abgibt, an den Concierge: »Alles vorbei, nicht wahr?«

»Nein, Señor, keineswegs«

Er denkt: Der Concierge irrt. Und tritt durch die Drehtür auf die palmengesäumte Straße. Schwüle Nässe legt sich an den Körper an. Er geht auf das Arbeitercafé zu. Die Rollbalken sind heruntergelassen. Die Baustelle ruht. Detonationsgeräusche sind zu hören, die nicht von fernher kommen. Die Türen eines Kleinwagens stehen weit offen. Eine Gruppe Passanten umringt das geparkte Fahrzeug. Aus dem Autoradio peitschen die rabiaten Stimmen zweier Nachrichtensprecher.

Im neonhellten Gang einer Gaststube werfen aufbrausende Männer in kurzärmeligen Hemden einander Wortbrocken zu. Es riecht nach altem Speiseöl und gebratenem Fisch. Der Wirt preßt ein Transistorradio an die Schläfe. Der Fremde, das Hemd durchgeschwitzt, bestellt

einen *pequino*. Der Wirt hebt den Kopf nicht vom Radio-gerät.

Nachdem er den schmerhaft bitteren Kaffee mit einem Schluck ausgetrunken und ein ranziges Stück Sandkuchen verschlungen hat, kehrt er auf die Straße zurück.

Er will die Untergrundbahn nehmen. Die Station an der Plaza Venezuela ist mit Gittern verbarrikadiert. Er fragt einen, der zwei Gepäckstücke schlepppt, wo sich die nächste Busstation befindet, er müsse zur Avenida Urdaneta. Alle zehn Schritte legt der kräftige Träger eine Erholungspause ein. »... hoy?! No bus!«

In der Mitte der Plaza wartet der Fremde auf das Ungewisse. Zwei Helikopter kreisen über seinem Kopf. Ein Taxi bleibt stehen, der zigarillorauchende Chauffeur lehnt aus dem Fenster, fragt, wohin er denn möchte. Er gibt sein Fahrtziel an, mit der Untergrundbahn fünf Stationen entfernt. Der Fahrer nennt den Preis: »Hundred-andtwentydollars.« Er sieht nicht ein, warum er für die kurze Strecke mehr als zehn Dollar ausgeben soll, trotz der besonderen Bedingungen des Tages.

Am Vorabend hatte er für diesen Morgen ein Treffen mit dem Testamentsvollstrecker seines im einundneunzigsten Lebensjahr verstorbenen Onkels vereinbart. Er überlegt, zu Fuß zum Treffpunkt, der Import-Exportfirma Kiba-Nova vorzudringen, wo Julio Kirshman auf ihn wartet. Detonationen erfüllen die Luft. Er beschließt, zunächst vom Hotelzimmer aus anzurufen, den Testamentsvollstrecker zu bitten, ihr für neun Uhr dreißig angesetztes Gespräch zu verschieben bis die Lage sich geklärt habe.

Es war unvernünftig gewesen, den Reisepaß im Tresor der Firma Kiba-Nova zu hinterlegen, doch Kirshman, Juniorchef und Miteigentümer des Import-Exporthauses, hatte ihn gewarnt: Amerikanische und Europäische Pässe

seien die Lieblingsobjekte der Ganoven dieser Stadt, sein Ausweis ein Vermögen wert. Er könne durchaus auch aus dem Tresor einer Hotelrezeption geraubt werden. Nur im Safe der Firma befindet sich das Dokument in Sicherheit.

Als er in sein Zimmer zurückkehrt, läutet das Telefon. »Herr Löw? Dr. Johannes am Apparat.« Der Anwalt, der ihm vom österreichischen Konsulat empfohlen worden war und an den er sich vierundzwanzig Stunden zuvor erstmals gewandt hat. »Verlassen Sie auf keinen Fall das Hotel«, warnt Friedrich Johannes. »Hat Kirshman Sie denn nicht angerufen? Im Augenblick bombardiert eine Einheit der Putschisten den Präsidentenpalast. Es gibt schon fast hundert Tote. Sie tragen Ihren Paß hoffentlich immer bei sich? Selbst im Hotel! Ich rufe Sie später nochmals an.«

Ein Blick aus dem Fenster. Alles scheint ruhig. Es ist zehn Uhr morgens. Er wartet ab, ob Kirshman sich bei ihm melde. Wie würde der Testamentsvollstrecker, der gute Freund seines Onkels, sich verhalten?

Daniel Löw hockt im Türkensitz auf dem breiten, weichen Bett, hält das Notizbuch aufgeschlagen. Er nimmt sich vor, Luft und Farben dieses Tages, die Lage auf den Straßen und die in der Stadt gleichsam antastbare Furcht in Worte zu kleiden. Es gelingt ihm nicht.

Kirshman ruft nicht an.

Dr. Johannes ermahnt ihn zwei Stunden später erneut, das Hotel keinesfalls zu verlassen. Daniel erwähnt, vom Testamentsvollstrecker weiterhin keine Nachricht erhalten zu haben.

»Das überrascht mich nicht. Was habe ich Ihnen gestern abend gepredigt?« entgegnet der Anwalt. »Haben Sie sich überlegt, ob Sie mich mit dem Fall Löw gegen Kirshman beauftragen wollen?«

»Ich bitte Sie ... um etwas Geduld.«

Um ein Uhr ruft Löw im Büro der Firma Kiba-Nova an. Eine weibliche Tonbandstimme verkündet die Öffnungszeiten des Unternehmens: Montag bis Freitag, acht Uhr dreißig bis achtzehn Uhr dreißig, ohne Mittagspause. Er sucht in seinen Unterlagen nach Kirshmans Privatnummer. Julio hebt ab: »Na, was sagste?! Wie's da drunter und drüber geht, bei uns im Land, haste schon gehört?«

»Ja, habe ich gehört.«

Sie sprechen Deutsch: Kirshmans und Löws Muttersprache. Julio kam 1948 in Caracas, Daniel 1954 in Wien zur Welt.

»Biste noch da?« fragt Kirshman.

Daniel antwortet nicht.

»Ja, dann müss'n wir zwei beiden das dann halt alles morg'n erledig'n«, sagt Julio. »Morg'n wird's ja hoff'ntlich vorbeisein mit'n Schießerei'n ...?«

Ankunft

Alexander Stecher Bravos einziger Verwandter, von Jacob Löw, Daniels Vater abgesehen, war nach Caracas gekommen, um mit Julio Kirshman noch offene Fragen der Erbschaft zu klären. Er hatte Flugnummer und Landezeit der aus New York eintreffenden American-Airlines-Maschine schriftlich vorangekündigt.

Niemand nahm ihn am Flughafen Maiquetía in Empfang. In der Ankunftshalle umringten ihn selbsternannte Wohltäter, rissen ihm den Koffer aus der Hand, boten ihm unüberbietbare Wechselkurse an, versprachen Hotel-, Stadtrundfahrts-, Bordellbesuchsvergünstigungen. Es gelang ihm nur mit Mühe, Helfer und Bittsteller zu vertreiben, andere zu verjagen, bevor er im Rücksitz eines raumschiffgroßen Dodge Polara, Baujahr 1966 versank. Die Fahrt zum Hotel dauerte eine Stunde. Sie führte an Urwaldhügeln entlang und durch halbkilometerlange, unbeleuchtete Tunnels. Er kam an Vorstadthütten vorbei, aus Wellblech und einem Sammelsurium an Materialien, Farben, Formen errichtet, Kleinbauten, die sich zur Stadtmitte hin schiefwinkelig verdichteten. Es wunderte ihn, wie robust sie zu sein schienen angesichts ihrer Zer-

brechlichkeit. Tankstellen, Automobilreparaturwerkstätten, Busdepots, Erdölpumpen im Umfeld der Metropole.

Die Wolken ähnelten glänzender Steinkohle.

Er meldete sich, nachdem er Zimmer 1244 bezogen hatte, bei Kirshman zu Hause. Es war Sonntag nachmittag, sechzehn Uhr. Eine Angestellte ließ ihn wissen, Señor Julio sei in der Firma zu erreichen.

»Ah!« Der Testamentsvollstrecker klang überrascht, »biste schon da? Biste erschöpft? Willste morgen herkommen?«

Der Flug von New York nach Caracas hatte ihn keineswegs ermüdet. Er sah keinen Grund, warum er nicht umgehend aufbrechen sollte.

»Also: Dann kommste gleich. Nimmst die Untergrundbahn. Linie B. Sieh dich vor Tasch’ndieb’n vor, die lauern dir hinter jeder Ecke auf!«

Er fand mühelos zur Cuji a Romualda, unweit der Metrostation Avenida Urdaneta, sie lag inmitten eines Fußgängergassengeflechts voller Stoffläden, Billigkleidungs-, Teppichgeschäften. Alles hatte geschlossen. Hohe, weiße Metalltüren grenzten das Kiba-Nova-Firmengebäude von der Straße ab. Löw beobachtete drei Arbeiter, deren laute Stimmen die Sonntagsruhe durchbrachen, sie luden Waren auf und ab, riefen einander Schimpf- und Scherzworte zu.

Dann trat er ein.

Hinter einem festtafelbreiten Tisch thronte ein schwergewichtiger, kleinwüchsiger alter Mann, die Hände in den Hosentaschen vergraben, eine erloschene Zigarrehälfte zwischen den Lippen. Er erhob sich nicht. Er signalisierte ihm mit der Kinnspitze, sich zu setzen. Sie reichten sich nicht die Hände.

»Da bist du also!« Rauch, Husten, Atemnot schwangen mit. Er stieß die kalte Zigarette von Mundwinkel zu

Mundwinkel. »Hast uns ja einen schönen Dreck hingeschissen!«

Daniel stand auf: »So kommen wir nicht weit.«

»Setz dich, Herr Oberlehrer, nur mit der Ruhe, 's war nicht so gemeint!«

Sie schwiegen.

In den Hosentaschen rammte Konrad Kirshman seine langen Fingernägel in die Handteller.

Der Fremde sah sich um. Auf Regalen stapelten sich halbgeöffnete Kartons und Dutzende aufgerissener Schachteln, noch vollgepackt mit Ware aus Asien, Europa, aus Nord- und Lateinamerika.

Im Hintergrund knarrte eine Tür. Ein drahtiger Mensch, militärisches Kurzhaar, glatt rasiert, Mitte vierzig, schritt in den Erdgeschoßraum, als trete er, tuschbegleitet, auf einer Varietébühne auf. Er ging federnd auf den Besucher zu, jovial, gut gelaunt: »Endlich lern'n wir dich kenn'n!« Sie gaben sich die Hand. »Ich bin der Julio. Mit meinem Herrn Papa hast du schon Bekanntschaft gemacht?«

Daniel hatte seinen zuletzt veröffentlichten Gedichtband mitgebracht, überreichte Julio das schmale Büchlein mit dem schwarzen Einband. Der Beschenkte warf einen Blick darauf und verstautete es in einer Schublade des riesigen Schreibtisches, die er doppelt verschloß. In dem Moment, in dem die tiefe Lade offenstand, erkannte Löw, daß sie bis zum Rand mit Banknoten angefüllt war.

Julio wandte sich an seinen Vater. »Läßte uns bitte allein?«

»... Geheimnisse?! Vor *mir*, Kerlchen?«

»Läßte uns bitte allein?«

Der Achtzigjährige stand langsam auf, torkelte zum Ausgang, die Hände in den Hosentaschen, bellte den dort herumlungernden Arbeitern im Hinausgehen Befehle zu.

»'tschuldige 's Benimm meines Vaters, ich hab's gehört,
was er vorhin zu dir ... 's war sicher nicht so gemeint.«

Löw studierte Julio Kirshmans Angesicht. Es erschien ihm entspannt, gleichsam milde im Vergleich zu der dem Vater ins Auge gezeichneten Niedertracht.

Julio, seinerseits, betrachtete Daniel. Der hochgewachsene Besucher mit dem schwarzen, Schulterlangen Haar und den feinen, blassen Gesichtszügen wirkte durchaus anders, als er ihn sich vorgestellt hatte. Zu Besuch bei Stecher ließ er sich nicht selten Photos des Neffen zeigen. In der Realität wirkte Löw selbstsicherer, erwachsener, um vieles seriöser, als in Kirshmans Imagination. Des Fremden Auftreten hatte etwas sonderbar Feierliches an sich, eine Ausstrahlung, die es nicht ohne weiteres zuließ, mit Stecher Bravos Verwandten umzuspringen, wie es einem beliebte. Er hatte Daniel mit »Du« angesprochen, überlegte jetzt, sekundenlang, ob es sich nicht eher ziemte, fortan per »Sie« mit ihm zu konversieren.

»Also: Willste das Lager seh'n?« fragte der Testamentsvollstrecker und rang sich zur Du-Form durch.

Er führte Löw von Stockwerk zu Stockwerk, zeigte ihm sportfeldgroße Flächen, vollgeräumt mit Import-Export-Ware. Die erste Etage beherbergte Gitarrensaiten und Baseballschläger aus Taiwan, die zweite Scheren, Nagelfeilen und Messer aus Solingen, die dritte Kindergeigen, Hammondorgeln, Pingpongälle aus Südkorea, die vierte Tischtennistische, Porzellanelgen, Angelhaken und Taschenrechner aus Rotchina, die fünfte, sechste, siebente immer neue, bunte, vielförmige Artikel aus fünf Kontinenten. In der achten Etage roch es, kaum merklich, nach Zigarrenrauch. »Na warte! Wenn ich den erwische, der es wagt, hier zu paff'n«, fluchte Kirshman, »zwisch'n den Fischer- und Schmetterlingsnetzen! Den knüpf' ich am nächst'n Latern'pfahl auf!«

Ein behäbiger Transportfahrstuhl brachte sie ins Parterre zurück. »Und da glaubste im Ernst, wennste das geseh'n hast, daß *wir* hab'n *dir* was wegnehm'n woll'n? Wir ha'm genug, wir brauch'n nicht das Geld vom Alexander selig.«

»Um so mehr überrascht es mich, daß Sie mir bisher nicht geben wollten, was mir zusteht«, der Erbe sprach friedfertig wie einer, der die milde Güte einer Havannazigarre preist.

»Mach' dir bloß keine Sorg'n! Alles wird in bester Ordnung abgewickelt werden. Auf Heller und Pfennig! Mußt auch nicht so piekformell mit uns sein, sagst einfach ›Du zu uns, wir sind ja fast Familie: Papa und dein Onkel sind doch die dickst'n Freunde geblieb'n, fünfzig Jahre lang! Willste jetzt die Wohnung seh'n?«

Sie fuhren in einem schwarzen Jeep mit Vierradantrieb zur Avenida Altamira, im Stadtteil San Bernardino, parkten vor dem Hochhaus, in welches Stecher Bravo zwanzig Jahre zuvor übersiedelt war. Ein Grundstück am Stadtrand, auf dem einst sein hübsches, einstöckiges Häuschen stand, inmitten eines Mangohains, hatte Stecher der Stadtverwaltung für hohe Dollarsummen abgetreten, kaufte sich von einem Bruchteil der Einnahmen die Neubauwohnung.

Im zwölften Stockwerk läuteten sie an der Tür links vom Fahrstuhl. Sie hatten nicht angerufen, sich nicht angemeldet. Eine hohe Stimme fragte: »Quién es?« und Kirshman entgegnete: »Yo, Julio!« Erst, nachdem der Testamentsvollstrecker hinzugefügt hatte, in Begleitung des Neffen von Señor Stecher Bravo zu sein, ging die Tür einen Spalt weit auf. Und dann ließ die Bewohnerin die beiden Männer ein, hielt sich zunächst am Türrahmen fest. Stecher habe ihr oft von ihm erzählt, versuchte die altersgebeugte Frau Daniel begreiflich zu machen. Der

Onkel hatte ihm nicht selten von Perpetua, seiner treuen Angestellten der vergangenen fünfunddreißig Jahre gesprochen und sie in seinen Briefen wiederholt beschrieben. Er erriet den Inhalt ihrer Wortkaskaden.

Neben dem Kühlschrank lagen Alexanders schwarze Lederhandschuhe auf einem brüchigen Holzstuhl, und ein farbiger Reklameprospekt der Kurstadt Meran.

Julio führte ihn weiter, in den Salon. Es war später Nachmittag. Kirshman eilte auf die Terrasse, beugte sich über das Geländer, um nachzusehen, ob sein Wagen noch nicht aufgebrochen oder gar gestohlen worden sei. Daniel folgte ihm hinaus, in die Abenddämmerung. Es roch nach den süßen Blüten der Tropenbäume. In den umliegenden Hochhäusern, auf den Straßen und Boulevards gingen die Lichter an. Ein Vogelschwarm zog in großer Höhe vorbei. Hundert Flügelpaare tanzten im Gleichflug.

»Lang könn' wir da nicht bleib'n«, sagte Kirshman, »sonst is' mein Jeep weg.«

Sie kehrten in den Salon zurück. Die Möbelstücke, in deren Mitte Stecher mehr als fünf Jahrzehnte gelebt hatte, seit seiner Emigration aus Hamburg, ohne sie je zu erneuern: schiefe Tische, abblätternde Tapeten, von der Sonne gebleichte Bibliotheksstellagen. Die Chaiselongue, im Sommer 1940 erstanden, von den letzten Ersparnissen. Ein dunkelbraunes Radiogerät aus den fünfziger Jahren, R. C. A., made in U. S. A. Kein Televisionsapparat. Die Sofas und Fauteuils, mit grobem Stoff überzogen, an mehreren Stellen abgestoßen, zerschlissen. Perpetua wies auf den grauen Armstuhl hin, in dem Alexander in den Jahren vor seinem Tod jeden Tag zugebracht habe. Auch als Neunzigjähriger ließ er, erzählte sie, niemals von seinen Büchern, die Beine beim Lesen auf dem roten Ledershocker ausgestreckt. Löw setzte sich in den Fauteuil, streckte die Beine auf dem Hocker aus. Wie sonderbar,